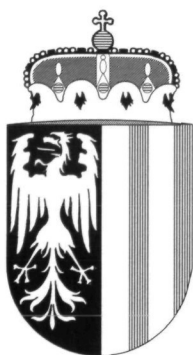


JAHRBUCH
DES
OÖ. MUSEALVEREINES
GESELLSCHAFT
FÜR
LANDESKUNDE

144. Band

1. Abhandlungen



Linz 1999

Inhaltsverzeichnis

Werner Pichler: Die Felsbilder des nördlichen Dachsteingebirges	7
Werner Pichler: Die Felsbildstationen Kollergraben und Hochkogel am Südhang des Schafberges	91
Gerhard Forstenpointner, Andrea Hassl, Alice Kaltenberger, Friedrich Kaltenberger, Stefan Karwiese, Iris Müller: Die Grabungen des Österreichischen Archäologischen Instituts im ehemaligen Benediktinerkloster („Schloß“) Mondsee. V. Interdisziplinäre Auswertung des Inhaltes einer neuzeitlichen Jauchenkiste	99
Willibald Katzinger: Wie man „Heiden“ produziert – Eine Entgegnung	153
Johann Offenberger: Bemerkungen zur Auffindung von Holzfässern im ehemaligen Kloster Mondsee	171
Margareta Vyoral-Tschapka: „Villa Nostra Pfaffenhoven Dicta“ – Der „alte Pfarrhof“ der Pfarre Gilgenberg am Weilhart (Mairhof Nr. 4)	179
Susanne Hehenberger: „...Ich bin mit diesem Knecht geschwistrigt Kinder...“ .Der Prozeß gegen Maria Stumvollin und Johann Scherb (Freistadt/Weinberg 1783) als Beispiel der Strafpraxis beim Delikt „Inzest“ im 18. Jahrhundert.....	199
Harry Slapnicka: Kunstgattung, Tatsachenbericht., Täuschung? Selbstbiographien aus Oberösterreich im 20. Jahrhundert	231
Hermann Kohl: Das Eiszeitalter in Oberösterreich Teil III: Das eiszeitliche Geschehen in den nicht vergletscherten Gebieten Oberösterreichs und die Entwicklung im Holozän	249
Manfred Schmitzberger: Jungsteinzeitliche Wildvogelfunde aus Ölkam/OÖ.	431
Nachrufe	439
Besprechungen	455

Jb. Öö. Mus.-Ver.	Bd. 144/1	Linz 1999
-------------------	-----------	-----------

KUNSTGATTUNG, TATSACHENBERICHT ODER TÄUSCHUNG? SELBSTBIOGRAPHIEN AUS OBERÖSTERREICH IM 20. JAHRHUNDERT

von Harry Slapnicka

Selbstbiographien aus Oberösterreich sind zwar keine Mangelware; allzu zahlreich sind sie allerdings auch nicht. Rund 30 gedruckte Selbstbiographien in einem Jahrhundert geschrieben, machen die eher bescheidene Lese aus.

Es soll dabei gar nicht untersucht werden, ob sie eine Kunstgattung darstellen (ein Großteil zweifellos nicht!), ob sie schlichte Tatsachen- und Erlebnisberichte sind oder aber, was häufig vorkommt, nur Teile einer Selbstbiographie, vor allem die berufliche Tätigkeit herausstellend.

Schließlich versuche ich auch, ihre Bedeutung für die Geschichte Oberösterreichs aufzuzeigen.

Ein starker Akzent zum Jahresbeginn 1900

Die schreibfreudige, genau beobachtende, aber auch exaltierte Gräfin Salburg(-Falkenstein), die verheiratete Freifrau Krieg-Hochfelden (1868–1942) hat eine Reihe von Erinnerungsbänden geschrieben, dazu Romane und Dramen, die durchwegs eine adels-kritische, habsburgfeindliche, kirchenfeindliche, antisemitische und deutschnational/großdeutsche Gesinnung aufzeigen.

Für Oberösterreich von besonderem Interesse ist der erste Teil dieser Memoiren, „Erinnerungen einer Respektlosen“ (Leipzig 1927/2. Auflage, 222 Seiten). Sie berichtet, so nebenbei, von den 32 Schlössern ihres Geschlechts in Oberösterreich und überall schimmert die Umgebung ihres elterlichen Schlosses Leonstein durch, dessen späteren Verlust sie verständlicherweise nie verwunden hat. Sie haßt ihre Großmutter (väterlicherseits) und deren Anhang, vergöttert ihre böhmische Großmutter (mütterlicherseits). Sie mag das Majorat und ihren Bruder nicht, sieht nur die hier gewiß auch vorhandenen Nachteile. Sie schildert sehr engagiert und positiv die Sensenschmiede, den „schwarzen Adel“ aus der Umgebung des Schlosses, auch das Verhältnis der Bauern zum Adel. Hinweise auf das liberale Bürgertum bleiben blaß und bei aller ihrer Kirchenfeindlichkeit wird Bischof Rudigier sicher richtig, Dechant Norbert Purschka fast liebevoll gezeichnet. Bei anderen Oberösterreichern, etwa dem Waffenfabrikanten Werndl (und seinen „hochgewachsenen Walküren-Töchtern“) oder beim Linzer Notar und liberalen Landtagsabgeordneten Dr. Alois Bahr zeichnet sie ein scharf pointiertes Bild, das ihre Beobachtungsgabe in hellem Licht erscheinen läßt.

Insgesamt ist der erste Teil ihrer Memoiren, der ein Oberösterreich-Bild um

die Jahrhundertwende, sozusagen als Hintergrund ihres persönlichen Lebens zeichnet, ungewöhnlich gut zu lesen. Ihr weiteres Schicksal nach dem Kauf eines Hauses in Graz durch den Vater, die Heirat mit dem Neffen von Feldzeugmeister Benedek, ihre Übersiedlung an den Gardasee und später nach Deutschland – sie stirbt in Dresden – sind für Oberösterreich weniger von Interesse.

Eine Selbstbiographie ganz anderer Art spielt im wesentlichen vor dem Ersten Weltkrieg und im Krieg, die des großen Chirurgen Anton Freiherr von Eiselsberg (1860–1939). Nicht-Mediziner sollten sich nicht abschrecken lassen, denn Eiselsberg bewährt sich auch bei rein medizinischen Dingen als interessanter Erzähler und überdies ist die Zeit, die er schildert, die große Zeit der Chirurgie und der Chirurgen, auch die große Zeit der „Wiener Schule“.

Interessant ist auch die Abstammung des Geschlechts aus dem Salzkammergut, während die Mutter aus dem altösterreichischen, wallonischen Geschlecht der Pirquet kommt. Gute Einblicke werden auch auf das Leben in Steinhaus gewährt, dem kleinsten Fideikommiß der Habsburgermonarchie nördlich der Alpen. Es fasziniert aber auch der rasche Aufstieg des Schülers des großen Billroth zum Universitätsprofessor in Utrecht, Königsberg und schließlich in Wien, die Zahl seiner prominenten Patienten (etwa König Konstantin von Griechenland), zu denen tollkühne Fahrten inmitten des Ersten Weltkrieges erfolgen müssen. Dann sind es seine kriegschirurgischen Erfahrungen, die er als Admiralstabsarzt an ganze Gruppen seiner ehemaligen Schüler weitergibt. Und schließlich seine meist liebevollen Betrachtungen über Kurfürscher, Bader und Wundärzte. Seine Erinnerungen „Lebensweg eines Chirurgen“ (Innsbruck 1936, 566 Seiten) schrieb er ein Jahr, bevor er bei einem Zugunglück in St. Valentin tödlich verunglückte.

Drei Politiker der Zwischenkriegszeit – zwei scheinbar verschiedene Welten

Drei Politiker, deren Wirken schwerpunktmäßig in die Zwischenkriegszeit fällt, schrieben Selbstbiographien, von denen jede einer anderen Welt, einer anderen Zeit zugehörig zu sein scheint. Allerdings sind sie auch zu sehr unterschiedlichen Zeiten geschrieben und im Druck erschienen.

Ernst Rüdiger von Starhemberg (1899–1956) diktierte seine „Erinnerungen“ „Between Hitler and Mussolini“, 1942, die deutsche Fassung erschien 1971. Sie sind also unmittelbar nach dem Erlebten geschrieben, engagiert und auskunftreich: Der Freikorpskämpfer von 1919, der dann Hitlers „Marsch zur Feldherrnhalle“ mitmachte, der spätere Heimwehrführer, der lange schwankte und nach Gesprächen mit Hitler noch 1930 und 1932 sich von diesem zurückzog, war dann der beste Kenner und Warner vor Hitler im österreichischen Kabinett.

Man muß diese Selbstbiographie Starhembergs aber auch mit den verschiedenen Stellungnahmen Hitlers im Hauptquartier, aber auch mit den Eintragungen in Goebbels Tagebuch vergleichen, um die Wirrnisse jener Zeit zu verstehen.

Auf den letzten 20 Seiten bringt der Beitrag seines einzigen Sohnes Heinrich Starhemberg nicht nur eine Fortsetzung dieser Selbstbiographie über das Jahr 1939 hinaus, das Leben von Vater und Mutter (Nora Gregor) in der Emigration, in Argentinien und Chile, er schildert gleichzeitig seine eigene Jugend bis zur Rückkehr nach Österreich im Jahre 1955.

Der Großdeutsche Franz Langoth (1877–1953) war von Beruf Lehrer, aber fast sein ganzes Leben Politiker (25 Jahre Landtagsabgeordneter, 15 Jahre Mitglied der Landesregierung). In seinen Lebenserinnerungen, die merkwürdigerweise „Kampf um Österreich“ heißen (Wels 1951, 396 Seiten), will er vor allem „der Wahrheit dienen“. Der Schwerpunkt des Bandes liegt allerdings bei den „Verständigungsverhandlungen“ zwischen Regierung und Nationalsozialisten, die Hitler kaum berührten und die auch heute kaum noch interessieren.

Es dürfte eine Alterserscheinung des Autors sein, daß er alle Personen, mit denen er zu tun hatte, als edle, charaktervolle, vornehme, rechtschaffene Menschen bezeichnete. Als Langoth nach 1938 dann Chef der NS-Volkswohlfahrt wurde, spricht er nicht etwa von beschlagnahmten katholischen Heimen und Kindergärten, sondern von „aus altem Bestand übernommenen“ und bei seinem Wirken im Senat des Volksgerichtes berichtet er von einem tragischen Fall, in dem er ein Todesurteil verhinderte, nicht aber von den zahlreichen Fällen, wo er das Todesurteil mitunterzeichnete.

Insgesamt sind ja leider Selbstbiographien nicht nur in bezug auf das, was sie berichten interessant, sondern auch auf das, was sie verschweigen.

Kleine Fehler: August Graf Eltz, Josef Graf Ezdorf und Rüdiger Fürst Starhemberg waren keinesfalls Landtagsabgeordnete einer „Agrarpartei“, sondern vertraten den katholisch-konservativen Großgrundbesitz. Fanny Starhemberg war nie Nationalrätin, sondern Mitglied des Bundesrates.

Der in Mödling geborene Alfred Maletta (1906–1990) schrieb den ersten Teil seiner Erinnerungen unter dem Titel „Bewältigte Vergangenheit 1932–1945“ (Graz 1981, 250 Seiten). Sie fällt insofern aus dem Rahmen anderer Selbstbiographien, weil er seine Linzer Gymnasialzeit stark betont. Die ist aber auch interessant, nicht nur, weil Geli Raubal seine Mitschülerin war, die Nichte Adolf Hitlers und später in München seine Freundin, die wegen Hitler dort Selbstmord beging. Interessant auch der Besuch der ganzen Gymnasialklasse bei diesem „Onkel Adi“ und schließlich die Verbindung zu Geschichtsprofessor Foppa, einem der wichtigsten großdeutschen Politiker der Zwischenkriegszeit. Schon nach Malettas Entlassung aus dem Konzentrationslager erklärte dieser sehr offen, Hitlers Krieg sei verloren.

Dann das Studium in Graz, der Sprung ins politische Leben des „Austrofaschismus“, seinen Versuch, einen Ausgleich mit der gedehmütigten Arbeiterklasse (im Rahmen der oberösterreichischen Arbeiterkammer) herbeizuführen, seine brutale Verhaftung, die KZ-Aufenthalte in Dachau und Flossenbürg und schließlich der Kriegsdienst in dem zu Ende gehenden Zweiten Weltkrieg. Hier enden Malettas Erinnerungen, als sein Aufstieg zu den führenden Männern der Volkspartei erst beginnt. Der Erinnerungsband fand keine Fortsetzung.

Kein Politiker der Spitzenklasse, aber ein Mann, der politisch aktiv tätig war, war Otto Stöber, dessen Erinnerungsband „Die Moor-Stöber“ (275 Jahre Neydhartinger Moor-Familie Stöber vor dem historischen Hintergrund der Jahre 1699–1974; Linz 1975, 430 Seiten, dazu der Ergänzungsband mit Fotos und Dokumenten), erst auf Seite 206 mit seiner Selbstbiographie beginnt. Der gut zu lesende Band, der im Raum Linz–St. Florian–Neydharting, in Norditalien am Gardasee, in Nordmähren um Troppau und schließlich im süd-böhmischen Budweis spielt, ist so recht ein Spiegelbild der letzten Jahre der Donaumonarchie, der Zwischenkriegszeit, der Zeit des Nationalsozialismus und der ersten Nachkriegsjahre. Auch Stöbers vielseitige Interessen und Begabungen (das eben aufkommende Radio, Buch und Buchhandlung, schließlich das Moor von Neydharting) werden sichtbar.

Stöber schildert sein aktives Wirken bei der im Aufbau befindlichen Arbeiterbewegung nach 1918, die auch Ernst Koref in seinen Erinnerungen hervorhebt: Arbeiter-Sängerbund, Arbeiter-Abstinentenbund, Arbeiter-Flugverein, Arbeiter-Ruderverein, Arbeiter-Radiobund) seine Initiativen für die Errichtung eines Linzer Krematoriums, die zahlreichen Hinweise auf die Brüder Bernascheck, auf Dr. Jetzinger, den Hitler-Arzt Dr. Bloch, die Linzer Juden – und natürlich auch die krummen Wege, die man in der nationalsozialistischen Zeit zu gehen oft gezwungen war. Auch sein nicht leichter Weg in der Nachkriegszeit und seine Initiativen um das Moorbad Neydharting werden vorgestellt.

Die Zeit des Nationalsozialismus – vielseitig beleuchtet

Wie viele Erinnerungsbände reichen auch die des gebürtigen Braunauers Glaise von Horstenau (1882–1946) von der Monarchie über die Zwischenkriegszeit zur nationalsozialistischen Zeit, mit einem gewissen Schwerpunkt in der nationalsozialistischen Zeit. Mehr noch: diese Zeit wird ungewöhnlich fesselnd geschildert, auch wenn sein Geburtsland Oberösterreich immer mehr in den Hintergrund tritt.

Der erste der drei umfangreichen Bände, die zu unterschiedlichen Zeiten, zum Teil knapp vor seinem Tod, geschrieben wurden, und ab 1980 im Druck erschienen, befaßt sich mit Jugend und militärischer Erziehung, mit seiner

Kriegsdienstleistung im Ersten Weltkrieg bis hin zu den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk, an denen er teilnahm, schließlich sein Wirken im österreichischen Kriegsarchiv, zuletzt als dessen Direktor.

Band 2 (erschienen 1983) beginnt mit dem Juli-Abkommen 1936, seinem Eintritt ins Kabinett Schuschnigg und seinem Wirken als Minister, schließlich als Minister der österreichischen Landesregierung von 1938. Es folgt der „Anschluß“ und die verschiedenen, vorerst wenig attraktiven Aufgaben im „Dritten Reich“ (Kriegsgräberinspektor u. ä.).

Band 3 (erschienen 1988, Wien, 597 Seiten) befaßt sich mit dem schon bedeutungsvolleren Wirken als „Deutscher Bevollmächtigter General in Kroatien“ und schließlich wird er prominenter Zeuge des Unterganges des „Tausendjährigen Reiches“. Im Hintergrund all dieses an sich schon interessanten Geschehens sieht man Glaise-Horstenau anfänglich als glühenden, kindlichen Verehrer Hitlers, bald, zumindest seit den frühen Vierzigerjahren, als dessen harten und bald unerbittlichen Kritiker.

Da Glaise von Horstenau denselben Geburtsort wie Adolf Hitler hatte und beide im selben Jahrzehnt geboren waren (Glaise war um sieben Jahre älter als Hitler), entwickelte sich so etwas wie ein vertrautes Verhältnis, etwas, was bei Hitler selten genug sichtbar war, und General Rendulic vermerkte noch, daß Glaise öfter, auch im Krieg, zum Essen bei Hitler „zugezogen“ wurde. Glaise konnte sich mehr als andere erlauben, konnte weit offener reden und war so etwas wie ein „intellektueller Hofnarr“. In diesem dritten Band zeigt er vor allem die chaotische Entwicklung am Balkan auf, die ständigen Differenzen Militär – Auswärtiges Amt, die italienisch-deutschen Differenzen und den mühseligen Weg des angeblich selbständig gewordenen Kroatien. Interessant auch scheinbare Nebensächlichkeiten, wie etwa die SS im letzten Kriegsjahr hier noch feudal tafelte, während die Deutschen schon lange hungerten.

Die Querverbindungen zu seinem Geburtsland, das zu seinem großen Bedauern nun „Oberdonau“ hieß, sind bescheiden. Interessant ist etwa, wie kritisch er einen anderen Oberösterreicher, den Balkan-Sonderbevollmächtigten Neubacher als „Blender“ wertet. Bezeichnend auch eine Intervention bzw. Bitte der Schwester des Führers, Paula Hitler für einen Mann, der „unbedingt noch Feldherr werden wollte“. Fast ängstlich schreibt Paula Hitler u. a.: „Es liegt nicht in meiner Absicht und auch nicht in meiner Macht, mich für einzelne meiner Landsleute höheren Orts einzusetzen, doch bin ich trotz der nahen Verwandtschaft mit dem Führer des Großdeutschen Reiches, meiner geliebten ostmärkischen Heimat besonders eng verbunden . . . Ich weiß, daß ich den Absichten meines Bruders nicht entgegenhandele, wenn ich ausnahmsweise für einen Ostmärker bei einem Landsmann ein gutes Wort einlege.“

Bezeichnend auch eine Bemerkung von Alfred Jodl, damals Chef des

Wehrmacht-Führungsstabes, „der Führer hatte anfänglich Bedenken gegen Ihre Entsendung“ und Glaises Antwort: „Natürlich weil ich Österreicher bin!“ Schließlich sagte einmal Hitler lachend zu Glaise: „Sie haben Pech, daß auch ich in Braunau geboren bin, sonst wären Sie der berühmteste Braunauer“.

1956 veröffentlichte Hermann Neubacher (1893–1960), mehrfacher Sonderbeauftragter des deutschen Auswärtigen Amtes für wirtschaftliche und politische Fragen Südosteuropas seinen Band „Sonderauftrag Südost 1940–1945“ (Göttingen 1956, 215 Seiten). Er war damals über sechzig Jahre alt, der wesentlichste Teil seines Lebens lag hinter ihm. Die in Gmunden geschriebenen Zeilen sollten keine Memoiren sein (und sind es auch nicht). Tatsächlich ist der Band eine ungewöhnlich klare Deutung der Verhältnisse am Balkan, wo sich wieder einmal fast alle Grenzen änderten und eine Wertung seiner nationalen und religiösen Gruppierungen. Und doch: welch gewaltiger Unterschied zu den weit glanzvolleren Erinnerungen von Glaise-Horstenau!

Mag auch Neubacher eigenwilliger und selbstbewußter als viele andere deutsche Diplomaten aufgetreten sein, so fällt doch die häufige Rückfrage in Berlin und bei Ribbentrop auf, dem übrigens, laut Neubacher, Südostfragen „durchaus fremd“ waren. Auch ist der häufige Kontakt mit dem immer einsamer werdenden Hitler auffallend, der ihn rund zehnmal im Führerhauptquartier zu einer Aussprache empfing. Aus später erschienenen Erinnerungsbänden wurde ersichtlich, daß vor allem die deutsche Wirtschaft ihn als Ribbentrop-Nachfolger in der Schlußphase des Krieges zum deutschen Reichsaußenminister machen wollte.

Der in Wels geborene Lehrersohn Neubacher war Nationalsozialist von seiner Studentenzeit an, hatte seit den Zwanzigerjahren kaum noch Beziehungen zu seinem Geburtsland, erst recht, als er 1938 Bürgermeister von Wien wurde. Einige Hinweise in seinem Buch lassen darauf schließen, daß er gute Kontakte zu Kaltenbrunner hatte, an den er sich öfter wandte; weniger gute zum Oberdonau-Gauleiter Eigruber. Bei Kriegsende vermerkte er, vom Thema seines Buches abweichend: „Ich konnte noch mit Kaltenbrunner vereinbaren, daß die von Gauleiter Eigruber vorbereiteten Sprengungen entladen und der Volkssturm und die Hitlerjugend aus der Kampfzone zurückgezogen werde.“

In seinem Todesjahr erschien ein zweiter Band Neubachers mit seinen Erinnerungen an Abessinien, nachdem ihn der äthiopische Kaiser zum Berater und Verwaltungskommissar der abessinischen Hauptstadt Addis Abeba ernannt hatte.

Auch von Adolf Eichmann (1906–1962), von dem für die Judentransporte und die Judenvernichtung zuständigen SS-Obersturmbannführer liegen Erinnerungen vor, die 1980, also 18 Jahre nach seiner Hinrichtung, unter dem Titel „Ich Adolf Eichmann – Ein historischer Zeugenbericht“ (Leoni am Starn-

berger See 1980, 350 Seiten) veröffentlicht wurden. Der in Solingen (Deutschland) geborene, wuchs in Linz auf; hier in Linz setzen auch seine wenig interessanten Erinnerungen, etwa über den damaligen Gauleiter Bolek oder den Motorsturm der 37. SS-Standarte, die er zu übernehmen hatte, ein. Neben diesen wenigen Seiten ist gegen Ende dieser Selbstbiographie der Bericht über das chaotische Kriegsende im Raum Altaussee, Blaa-Alm, Rettenbach-Alm von Interesse. Bei der Behandlung der Judenfrage scheint immer wieder der Hinweis auf: „Persönlich hatte ich mit der Angelegenheit nichts zu tun . . .“

Auch die zwischengeschalteten erklärenden Hinweise von Adolf Aschenauer bringen kaum Neues. Übrigens bemüht sich Eichmanns ältester Sohn Dieter um die Herausgabe weiterer Aufzeichnungen seines Vaters vom Jerusalemer Generalstaatsanwalt.

Von Wiener Autoren, die Erinnerungen an die NS-Zeit verfaßten, haben zwei einen ähnlichen Titel. Reinhard Spitzzy wählte den Titel „So haben wir das Reich verspielt“ und Wilhelm Höttl wählte als Titel seiner Autobiographie „Einsatz für das Reich – Im Auslandsgeheimdienst des Dritten Reiches“ (Koblenz 1997, 556 Seiten). Höttl, durch seinen späteren Wohnsitz Bad Aussee mit Oberösterreich verbunden, bringt manche für die jüngere Geschichte Oberösterreichs interessante Kapitel (Kaltenbrunner; Eichmann; Unternehmen Bernhard/Dollarfälscher; Alpenfestung; Die Rettung der Altausseer Kunstschatze; Oberweis), aber entweder hat Höttl zuviel seiner Kenntnisse im Verlauf der letzten Jahre anderen Autoren mitgeteilt, oder aber, der Band ist um dreißig oder vierzig Jahre zu spät erschienen. Jetzt vermischt er eigenes Wissen, selbst Erlebtes mit einer Fülle zeitgeschichtlicher Neuererscheinungen, die nur teilweise – meist überhaupt nicht – zitiert werden. Weiteres Manko: der umfangreiche Band verfügt über kein Register.

Zweiter Weltkrieg und Widerstand

Nur zum Teil im Zweiten Weltkrieg spielt der Band des gebürtigen Wieners Dr. Rudolf Gschöpf (1901–1980), „Mein Weg mit der 45. Infanteriedivision“ (Linz 1955, 320 Seiten). Der Band will keine Autobiographie sein, und die Darstellung des Weges der Linzer Division und die kurze Geschichte ihrer (deutschen) Nachfolgedivision interessiert heute neben den Landeshistorikern nur noch die kleingewordene Gruppe der einstigen Soldaten dieser Division.

Was das Buch des langjährigen Divisionspfarrers für Oberösterreich interessant macht, ist vor allem das einleitende Kapitel über die Zeit ab 1936 und die Situation des Jahres 1938 mit dem Übergang von der oberösterreichischen 4. Division zur deutschen 45. Division.

Vom ranghöchsten Offizier der deutschen Wehrmacht österreichischer

Abstammung, vom einstigen Generalobersten Dr. Lothar Rendulic (1897–1971) liegen mehrere Erinnerungsbände vor, so „Gekämpft, gesiegt, geschlagen“ (Wels, 1952, 384 Seiten), das sein Wirken an der Ostfront, sein Avancement vom Obersten zum Generalobersten aufzeigt. Wenig interessant auch sein Buch „Glasenbach – Nürnberg – Landsberg“ (Graz, 1953, 222 Seiten), in dem er sein Schicksal in den verschiedenen Gefangenenlagern und seine Verurteilung in Nürnberg zu 15 Jahren Kerker aufzeigt. Eigentliche Memoiren sind der Band „Soldat in stürzenden Reichen“ (München 1965, 485 Seiten), in dem er sein Leben als Soldat im alten Österreich, seine Teilnahme an zwei Weltkriegen, seine kurze Tätigkeit als österreichischer Militärattaché in Paris (für Frankreich und England) aufzeichnet. Die zweite Hälfte des Bandes überschneidet sich stark mit den eben genannten beiden Werken.

Nach Einsätzen in Rußland, am Balkan, in Lappland und Norwegen, in Ostpreußen und Kurland war er ziemlich genau ein Monat Oberbefehlshaber der Heeresgruppe „Süd“, die noch in letzter Minute in Heeresgruppe „Ostmark“ umbenannt wurde. Sein Hauptquartier legte er in letzter Minute nach Waidhofen/Ybbs zurück, also unmittelbar an die oberösterreichische Grenze, der damalige „Gau Oberdonau“ war jetzt sein „Rückwärtiges Operationsgebiet“. Rendulic, der die Jahre nach seiner Haftentlassung im Jahre 1951 – er war damals 64 Jahre alt – großteils in Oberösterreich verbrachte, ist bei der Wertung der Persönlichkeiten, denen er begegnete, ganz anders als Glaise-Horstenau, zurückhaltend, farblos.

Neben Lothar Rendulic veröffentlichte auch seine Frau, Anna Nella Rendulic (1886–1974) einen schmalen Erinnerungsband „...und die Segel ziehen vorüber“ (Wels 1966, 184 Seiten). Die in Triest als Tochter eines hohen österreichischen Marineoffiziers und der venetianischen Adelligen Contessa de Tonetti, geborene, schildert fast auf der Hälfte des Bandes das alte, kaiserliche Österreich vom Blickpunkt Triest aus. Das Harmonisch-Schöne dieser Jahre ihrer Jugend steht im Vordergrund. Im weiteren Verlauf überdeckt die Trauer um ihren gefallenen ersten Sohn alles andere, so auch die steile Karriere ihres Mannes. Oberösterreich scheint mit wenigen Hinweisen auf Seewalchen, Vöcklabruck und Eferding, dem letzten Wohnsitz der Familie, nur am Rande auf.

Ein ganz außergewöhnlicher Kontrast zu den Bänden von Rendulic ist der schmale Band „Arzt in Stalingrad – Passion einer Gefangenschaft“ (Salzburg 1954, 2. Auflage) des Linzer Arztes Dr. Hans Dibold. Auch hier handelt es sich natürlich um keine echten Memoiren, sondern um einen Bericht aus den kritischsten Tagen seines Lebens: das Jahr 1943, Stalingrad und die nachfolgende Gefangenschaft.

Die Erschütterung, die der Band beim Erscheinen 1953 bei vielen Menschen ausgelöst hat, wird eher noch verstärkt, wenn man das Buch fast 50 Jahre später nochmals liest. Was verwundete und erkrankte Soldaten – und

ihre Ärzte – in den Bunkern, Kellern und zerstörten Häusern, später noch in Fabrikhallen mitmachten, die Fleckfieberepidemie, die Erkrankungen an Skorbut und Malaria, die aufkommende Tbc und die behelfsmäßigen Bemühungen der Ärzte – wirkt heute, inmitten unseres Wohlstandes, noch erschütternder.

All das, auch der Einsatz russischer Ärzte und die von Ärztekommisionen, zeigt nicht nur die ausgezeichnete Beobachtungsgabe Dibolds, auch seine klug wertende Art. Über den russischen Menschen meinte er anerkennend: „Du liebst den Unglücklichen!“

Der heute leider schon fast vergessene Dr. Josef Hofer (1898–1958) war Beamter der Polizeidirektion Linz, wurde 1938 zwar nicht wie sein Chef, der Polizeidirektor Dr. Benz, erschossen, kam aber ohne Gerichtsverfahren in das deutsche Konzentrationslager Buchenwald. Nach seiner Entlassung wählte er den Beruf eines Versicherungsbeamten im Außendienst, der eigentlich sein Hauptanliegen erst ermöglichte: den Widerstand in weiten Teilen Oberösterreichs zu organisieren. Nach 1945 wurde er bis zu seinem frühen Tod Bezirkshauptmann von Grieskirchen.

In dem sehr früh erschienenen Erinnerungsband „Weggefährten“ (Wien 1946, 210 Seiten) schildert er anschaulich diesen geschickten und gefährlichen Widerstand. Der Band hinterläßt den Eindruck, als seien die Schatten der NS-Zeit noch übermächtig, denn er verwendet, bis auf wenige Ausnahmen, wie etwa Richard Bernaschek, nur Abkürzungen. Nicht uninteressant ist auch, wie er verschiedene Typen der Widerstandskämpfer (Soldat, Gastwirt, Arbeiter, Priester, Politiker) herausstellt und wertet. Diese Anonymität und Quasi-Anonymität beeinträchtigt die ganze Darstellung, die aber für die behandelte Zeit – zumindest in Oberösterreich – einmalig ist.

Spektakulärer ist der Band „Sprung in die Freiheit“ (Wien 1947, 369 Seiten) von Albrecht Gaiswinkler (1905–1979). Auch er erschien früh, so daß noch die Genehmigungsnummer 164 der Nachrichtenkontrolle der (amerikanischen) Militärregierung nötig war.

Der Band umfaßt keine komplette Selbstbiographie, eigentlich nur den Zeitraum von zwei Monaten: vom Ende seiner Ausbildung als Fallschirmjäger in England, zur Verlegung nach Italien, zum Absprung am 8. April 1945 über dem Toten Gebirge in der Nähe der Rieder Hütte (anstatt im Raum Aussee) und die allerersten Friedenstag. Der Band ist interessant geschrieben, sehr selbstbewußt und gelegentlich zweifellos auch reichlich übertrieben, gibt aber doch sehr realistisch die Stimmung bei Kriegsende im Ausseerland, das damals ja noch zu Oberösterreich gehörte, wieder.

Manches ist unrichtig, was der Autor schon damals hätte wissen müssen – etwa daß Kaltenbrunner nie Adjutant Himmlers war, daß sich bei Kriegsende Niederdonau-Gauleiter Jury nicht im Salzkammergut befand. Irritierend ist auch, daß manche Namen offen, andere nur mit den Anfangsbuchstaben

geschrieben werden – auch solche, denen man gewiß nicht mehr schaden konnte, wie Valentin Tarra.

Bezeichnend ist, daß man bei Kriegsende immer wieder vermutete (und dies auch propagierte), daß die Russen Oberösterreich besetzen würden, eine Fehleinschätzung auch der österreichischen Freiheitsbewegung, die noch im Mai 1945 eine große Rolle spielte. Vermutlich eine der Ursachen, weshalb die amerikanische Besatzungsmacht, die, obwohl das Ausseerland wieder zur Steiermark kam, bis 1955 Besatzungsmacht dieses Gebietes blieb, die Freiheitsbewegung nie als Partner oder als Parteien-Ersatz anerkannte.

Die Wirtschaftsbosse, der Krieg und die Kriegswirtschaft

Von Hans Malzacher (1896–1974) aus Traisen, einem der maßgeblichen österreichischen Hüttenfachmänner der Zwischenkriegszeit, liegen drei Erinnerungsbände vor („Begegnungen auf meinem Lebensweg“ I, 1967, 139 Seiten; II, 1972, 236 Seiten und der Band „Aus meinem Berufsleben“, 1974, 75 Seiten), deren Inhalte sich allerdings teilweise überschneiden.

Seine Informationen über die verschiedenen Betriebe der österreichischen Eisenwirtschaft, bei denen er im Vorstand oder Aufsichtsrat tätig war, sind interessant, für Oberösterreich ist aber vor allem der Teil wichtig, der sich mit der Vorgeschichte der Gründung der Hütte Linz und der Eisenwerke Oberdonau befaßt, insgesamt jene Zeit, als er erster Generaldirektor der Linzer Hermann-Göring-Werke war (1938–1941). Er befaßt sich allerdings ausschließlich mit der Schicht der führenden Manager und Techniker; kein Wort fällt, wieviel Facharbeiter man benötigte, wie groß die Zahl der hier eingesetzten Arbeitskräfte, Zwangsarbeiter, Kriegsgefangenen, KZ-Insassen war. Glaubwürdig sind seine hier dokumentierten Differenzen mit Gauleiter Eigruber, dann noch die Spannungen mit ihm, als er, Malzacher, bei Kriegsende 1945 Speers Rüstungsbeauftragter für Schlesien, das Protektorat, Österreich und Norditalien war und Eigruber den Hitler-Befehl zur Sprengung auch der Industriebetriebe realisieren wollte. Hier trafen sich übrigens Speers und Malzachers Intentionen mit denen des Steyr-Generaldirektors Georg Meindl, die in jener Zeit schon mehr Gewicht hatten als Eigruber.

Die kurzfristige Tätigkeit als VOEST-Generaldirektor nach seiner Inhaftierung 1945, sein Kauf der Besteck-Fabrik Neuzeughammer und seine Tätigkeit als Konsulent bilden den weniger interessanten Abschluß.

Bemerkenswert ist, daß aus dem großen Kreis der Wirtschaft nur zwei Experten der Eisen- und Stahlerzeugung ihre Erinnerungen niedergeschrieben haben, die wenigstens teilweise in Oberösterreich spielen. Neben dem Hütten-Mann Malzacher ist es der Stahl-Fachmann Hubert Hauttmann (1895–1991), dem der entscheidende Durchbruch zum LD-Stahlverfahren gelang.

Anders als bei Malzacher, bei dem man so nebenbei Österreichs ganze Hüttenindustrie kennenlernt, liegt Hauttmanns Berufslaufbahn bis zum 50. Lebensjahr, abgesehen von seinem Studium in Leoben, ausschließlich in Deutschland, wo er die Forschungsstätte der Gute-Hoffnung-Hütte in Oberhausen aufbaute und leitete.

Der aus Kammer-Schörfling stammende Techniker und Wissenschaftler, dessen Vater dort angesehener Arzt war, kehrte erst nach Ende des Zweiten Weltkrieges nach Österreich zurück. Der Techniker und begabte Musiker, der auch Interesse an der Bildenden Kunst hatte, macht aus seiner nationalen Gesinnung mit (anfänglichen) Sympathien für den Nationalsozialismus keinen Hehl. Als Stahlexperte hatte er die ganze Kriegszeit über – ähnlich wie Malzacher – eine bevorzugte Stellung. Im Mittelpunkt seiner Arbeit stand die industrielle Forschung, seine Arbeit an der Stahlveredelung, die ihn noch vor 1938 nach Rußland, in die USA und viele andere Länder führte. So sind seine Erinnerungen vor allem ein Lesestoff für Stahlfachleute; sie werden ergänzt durch eine Fülle wissenschaftlicher Beiträge.

Kritisch und empfindlich vermag er sich ab 1948 auch schwer in die neuerlich im Aufbau befindliche Voest einzugliedern und bemüht sich um den Aufbau einer Technischen Hochschule in Linz bzw. die Überführung der Leobener Hochschule nach Linz.

Für Oberösterreich wichtig ist vor allem der dritte Band, der das LD-Verfahren, die Intrigen um diese Erfindung und den Patentstreit in den USA behandelt. Auch hier werden die Erinnerungen durch eine Fülle von Dokumenten ergänzt.

Verständlich, daß in den drei Bänden die Hinweise über seine Familie eher spärlich sind. (Band I, 227 Seiten; Band II 158 Seiten, dazu zahlreiche Beilagen und ein Verzeichnis seiner wissenschaftlichen Werke; Band III, 253 Seiten.

Merkwürdig: eine einzige, wenn auch gewichtige Erinnerung an die Besatzungszeit

Eine der interessantesten Selbstbiographien aus der Vorkriegszeit, dem Ersten Weltkrieg, der Zwischenkriegs- und der NS-Zeit, vor allem aber der ersten Jahre nach 1945, der Besatzungszeit, stammt von dem Bauern Johann Blöchl (1895–1987). Gleich bemerkenswert sind die einzelnen Abschnitte, wenn auch ein klarer Schwerpunkt auf der russischen Besatzungszeit liegt: die Arbeit auf dem mittelgroßen Mühlviertler Bauernhof, die heute kaum noch vorstellbare Struktur bäuerlicher Bediensteten vor, aber auch noch nach 1918 – vom Großknecht bis zum „Kuchlmensch“. Dann der Kriegsdienst im Ersten Weltkrieg an der russischen und vor allem an der italienischen Front; die Schwierigkeiten der Zwischenkriegszeit, die auf einem Bauernhof gewiß

nicht stark zu spüren war. Die ersten Aufgaben im öffentlichen Bereich (Genossenschaft; Bauernbund; Nationalrat), die NS-Zeit mit ihren Haftanstalten in Linz und Ried. Drastisch wird vor allem das Kriegsende geschildert, wobei gerade die „Fremdarbeiter“ vielfach einen Schutzschild gegenüber russischen Soldaten bildeten (oder eben bei wenig sozial eingestellten Bauern das Gegenteil). Neuerlich ruft die Politik, der sich Blöchl jetzt durchaus versagen will. Aber Figl überredet ihn, er wird „Staatsbeauftragter“ für das Mühlviertel und sehr bald schon „Vater des Mühlviertels“ in seiner schwersten Zeit. Und es hängen sich weitere Funktionen an: Landesrat, Landeshauptmann-Stellvertreter, Präsident der Landwirtschaftskammer, Bauernbundobmann. Und zuletzt das schrittweise, kluge Aufgeben all dieser Funktionen. Ein beispielhafter Oberösterreicher hat ein interessantes Erinnerungsbuch geschrieben (Linz o. J. 1975, 284 Seiten).

Blöchl ist irgendwie ein Nachfolger von Felix Kern (1882–1959), der zwar keine Selbstbiographie schrieb, in seinen Werken, vor allem über den oberösterreichischen Bauernbund viel Selbsterlebtes einfließen ließ.

Und natürlich müßte auch der Band „Besatzungszeit im Mühlviertel“ von Edmund Merl (1980) erwähnt werden; dieses wissenschaftliche Werk des ehemaligen Bezirkshauptmannes von Freistadt wäre ohne eigene Erinnerungen undenkbar.

Die Zeit nach 1945: Vor allem Sozialdemokraten erinnern sich

Der Band „Die Gezeiten meines Lebens“, die Erinnerungen des langjährigen Linzer Bürgermeisters Ernst Koref (1891–1988) sind stark unterschiedlich. Interessant ist der Anfang, fast faszinierend die Zeit der russischen Kriegsgefangenschaft im Ersten Weltkrieg und die Flucht aus dem bolschewistisch werdenden Großreich. Die Zwischenkriegszeit ist merkwürdigerweise irgendwie farblos, mehr ein Abklatsch sozialistischer Zeitungen dieser Jahre und durchwegs zum gewohnten Koref-Bild wenig passend. Aufschlußreicher ist seine persönliche Behandlung 1934 und die anschließende NS-Zeit (wobei mildernd die Tatsache beigetragen haben mag, daß der SS-Gewaltige Kaltenbrunner Korefs Schüler war). Auch hier darf man Einzelheiten nicht überlesen: der vom Dienst Entlassene Koref, der sich mit Nachhilfestunden über Wasser hielt, konnte sich mit Frau und einem Kind immerhin noch ein Dienstmädchen leisten.

Schwerpunkt des Bandes ist verständlich jener Teil, der der Zeit nach 1945 gewidmet ist, als er nicht nur Bürgermeister der Landeshauptstadt, sondern auch National- und Bundesrat war und als österreichischer Außenminister und Bundespräsident im Gespräch war. Schwerpunkt jener Jahre, die trotz der Not der Zeit vorbildliche Kulturpolitik (von der Neuen Galerie bis zum Brucknerhaus) – das war schon eine Leistung, die auch für die Selbstbio-

graphie hätte genügen können. Alle Zitate aus zweit- und drittklassigen Druckwerken über Koref werten die Erinnerungen eher ab. Auch das Kapitel „Meine politische Demontage“, sein kluges Ausscheiden aus der Politik (mit dem irreführenden Titel) ist ebenso sympathisch, wie die Hinweise auf seine Familie oder auf den Amerika-Besuch, als er einen einst besonders unangenehmen US-Offizier in einem Offiziers-Altersheim antraf. (Wien 1983, 551 Seiten)

Der gebürtige Wiener Hanns Kreczi (1912), der für das geistige Leben der Landeshauptstadt eine wichtige Rolle (als Beamter und Organisator wie auch als Autor wichtiger Werke) spielte, gab eine Reihe von Erinnerungsfragmenten (Linzer Kulturpolitik miterlebt und mitgestaltet; Tagebuch 1945) und nun den ergänzenden Band „Die Herausforderung meines Lebens – Versuche einer zeitgemäßen Autobiographie“ heraus (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1997, 425–473) mit biographischen und bibliographischen Übersichten und einem Dokumenten-Anhang – insgesamt wertvolle Unterlagen für ein biographisches Lexikon oder Sammelwerk.

Ein weiterer sozialdemokratischer Politiker, der viel wußte, letztlich aber doch sehr wenig darüber berichtet, ist Stefan Demuth (1912–1988). Er betrat 1945 die politische Bühne Oberösterreichs als Landtagsabgeordneter, war nach dem Tod Dr. Blums Stellvertreter des „Staatsbeauftragten“ und verließ die Bühne 1972 als Landeshauptmann-Stellvertreter. Bei der Landespolitik spricht er wenig von Zusammenarbeit als von der „Scheinobjektivität“ seines langjährigen politischen Partners. Auch die Informationen über seine Partei, der er zwar nur zwischen 1969 und 1972 vorstand, sind spärlich und eher eine Raunzerei. Etwa seine spannungsvollen Beziehungen zu Ludwig Bernaschek und zu Kreisky und natürlich zur oberösterreichischen Presse, die „immer gegen mich“ (Seite 158) war.

Die unzähligen Ausführungszeichen bei allen möglichen Sätzen und Worten – oft mehr als zehn auf einer Seite! – vereinfachen nicht die Lektüre des Bandes, den Demuth anlässlich seines 75. Geburtstages als Privatdruck für seine Freunde herausgab (Lebensweg durch fünf Systeme, Erinnerungen, Erlebnisse, Erfahrungen. Linz 1987, 234 Seiten).

Nüchtern schildert der Linzer Verleger, Drucker und ÖVP-Politiker Rudolf Trauner (1918) die vielfältigen Phasen seines erfolgreichen Lebens. Nach ausführlichen Hinweisen auf seine Jugend in Niederösterreich und der schwierigen Aufbauarbeit nach Kriegsende in Linz wird seine Tätigkeit im Rahmen der österreichischen Volkspartei (Landesfinanzreferent, Obmann des Wirtschaftsbundes) sein Wirken in der Politik (Landtagsabgeordneter, Landesrat, Klubobmann, Dritter Landtagspräsident), in der Handelskammer, zuletzt als deren Präsident, das Fördern des Fußballsports als LASK-Präsident und schließlich sein Hauptberuf als Inhaber eines namhaften Verlages und einer Druckerei dargestellt. (Linz 1998, 523 Seiten).

Wissenschaft: Historiker führen

Stärker bei den Autobiographien vertreten sind Männer der Wissenschaft; neben dem eingangs erwähnten großen Chirurgen Dr. von Eiselsberg sind es nach 1945 vor allem Historiker, die schrieben allerdings auf eine Initiative des Innsbrucker Universitätsprofessors Nikolaus Grass.

So erschien im zweiten Band „Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen“ (Innsbruck, 1951) eine nicht sehr umfangreiche Selbstbiographie des Linzer Landesarchivdirektors Ignaz Zibermayr (1878–1966). Wie manche der schon erwähnten Autobiographien ist es eine, die nur Teilbereiche seines Lebens herausgreift, vor allem die Herkunft aus dem geschichtsträchtigen Umfeld von St. Florian. Schwerpunkt wird, nach kurzer Erwähnung eines Studienjahres in München und eines Studienaufenthaltes in Rom sein Wirken beim Oberösterreichischen Landesarchiv, dem Aufbau des Archivs und seine wissenschaftliche Arbeit im Dienst dieses Instituts, bzw. für die oberösterreichische Landesgeschichte.

Heinrich Fichtenau (1912–1983), der gebürtige Linzer, Wiener Mittelalter-Professor und Vorstand des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, ist einer der Autoren von 20 Selbstbiographien österreichischer Historiker und Juristen im Sammelband „Recht und Geschichte“ (Sigmaringen, 1920). Sehr lebendig schildert er seine Abstammung von einem kleinen Unterkrainger Adelsgeschlecht, zeichnet deren etwas wirre Schicksale in der „Illyrischen Provinz“, den Weg nach Oberösterreich und die Verheiratung seines Großvaters mit der Linzerin Maria Schachermeyr. Neben der (knappen) Darstellung seiner Jugend in Linz zeichnet er sorgfältig seine Professoren, später seine Kollegen an der Wiener Universität und – auch hier ein gewisser Schwerpunkt – das Wirken am Institut für österreichische Geschichtsforschung.

Die umfangreichste – und interessanteste – Selbstbiographie eines Historikers ist die des Professors für alte Geschichte Fritz Schachermeyr (1895–1979), dem Onkel des eben erwähnten Fichtenau. Seine Autobiographie „Ein Leben zwischen Wissenschaft und Kunst“ (Wien 1984), die zu Schachermeyrs 90. Geburtstag erschien, zeigt zwei Schwerpunkte: einmal den Ersten Weltkrieg, den er nach einem Einsatz in Südtirol, Siebenbürgen und in der Bukowina, nicht ohne Protektion in der österreichischen Armee in der Levante leistet, wo er u. a. auch den Dichter Musil kurz kennenlernt. Seine vielseitigen Sprachkenntnisse helfen ihm, die Odyssee bei Kriegsende über Aleppo, Mosul, neuerlich Konstantinopel und dann per Schiff quer durchs Mittelmeer und den Golf von Biskaya relativ gut zu überstehen.

Der Abschluß seiner Geschichtsstudien in Innsbruck, wo er Gertrud Fusenegger kennenlernte, dann sein Wirken als Universitätsprofessor in Jena, Heidelberg, Graz und Wien gab Gelegenheit, die stark unterschiedlichen

gesellschaftlichen Schichten der Professoren an den einzelnen Hochschulen zu werten.

Bei allen drei Historikern, Fichtenau, Schachermeyr und Zibermayr spielt die nationalsozialistische Zeit, auch die unmittelbare Nachkriegszeit (der Entnazifizierung) eine unterschiedliche Rolle, die auch differenziert dargestellt wird.

Auch für einen Laien werden die internen Auseinandersetzungen zwischen einem Historiker, Archäologen und Epigraphiker verständlich. Bei Schachermeyr kommt noch seine ausgeprägte Liebe für Musik hinzu, vor allem sein Bemühen um Bruckner und Hugo Wolf.

Wenn man Wilhelm Kastners (1902) Selbstbiographie „Mein Leben kein Traum“ (Wien 1982, 216 Seiten) zur Hand nimmt, erwartet man vor allem Berichte über die Kunst, seine Art, Kunst zu sammeln und schließlich seine Kunstsammlung großzügig der Öffentlichkeit bekanntzumachen. So erhielt das Oberösterreichische Landesmuseum den Großteil seiner Kunstsammlung im (damaligen) Wert von 80 Millionen Schilling.

Aber man erfährt von all dem nur gegen Ende der Selbstbiographie ein wenig.

Der in Gmunden geborene erzählt vor allem sein Leben als Jurist in verschiedenen Funktionen, die er selbst auflistet und die vom Kommissar der Finanzprokuratur über den Generaldirektor von Semperit, Hilfsarbeiter und schließlich zum Ordinarius an der Wiener Universität führt. In seinem Leben, das in eine bewegte Zeit fällt, kristallisiert sich seine Leidenschaft für die Formulierung von Wirtschafts- und Finanzgesetzen heraus, von denen die meisten seiner Feder entstammen. Über diese an sich recht trockene Materie vermag Kastner allerdings lebendig und informativ zu plaudern. In dieser Eigenschaft hat er fast alle Politikerpersönlichkeiten der unmittelbaren Nachkriegszeit kennengelernt, die er – meist sehr anerkennend – wertet. Auch seine Wertungen von Fronius, Bruno Brehm und Weinheber sind fern jeder Einseitigkeit.

Der (für Oberösterreich) einmalige Fall, daß eine Selbstbiographie von Vater und Sohn vorliegt, betrifft die Familie Eiselsberg. Der Vater, weltberühmter Chirurg, hatte sieben Töchter und als jüngstes Kind den Sohn Otto (1917), der nach 1949 Diplomat wurde und hier unterschiedlichste Funktionen – zuletzt die eines Botschafters Österreichs in Paris – innehatte. Er schildert seine Wege nach London und Genf, Moskau, Tokio und schließlich Paris und hatte zwischendurch noch verschiedene Funktionen im Außenministerium in Wien. Er gibt aber darüber hinaus immer wieder Einblicke in das Tusculum seiner Familie, in das kleine Gut Steinhaus bei Wels (Otto Eiselsberg, *Erlebte Geschichte 1917–1997*. Wien 1997, 448 Seiten).

Zwischen Hermann Bahr und Gertrud Fussenegger

Hermann Bahr (1863–1934), der „Herr aus Linz“ schrieb seine Erinnerungen „Selbstbildnis“ 1923 in München (S. Fischer, Berlin, 301 Seiten). Er war damals 60 Jahre alt und dieses (halbe) Selbstbildnis – es endet um 1900 – ist brillant zu lesen.

Es ist das Linz seiner Jugend, Mutter und vor allem Vater, mit dem er später heftigste Kämpfe führt, werden liebevoll geschildert. Und er berichtet von der „gravitätischen Bürgerlichkeit“ jener Jahre, auch von dem trotz allem „engen Leben“, von den knapp gehaltenen Dienstboten, die „von unserem Standesgefühl mitzehrten“. Insgesamt gibt er, angereichert mit einer Fülle von Details, ein sehr farbiges Bild vor allem des in den Städten herrschenden Liberalismus, auch der noch sichtbaren Bindung von Bürgertum und Josephinismus, von der „sanften Zucht“ kirchlichen Glaubens auch dem prägenden Einfluß der Benediktiner.

Diese Schilderung seiner Jugend in Oberösterreich endet auf Seite 69, dann folgen seine (meist bekannten) Irrwege nach Wien, Graz und Czernowitz, sein Weg nach dem Berlin Bismarcks, nach Paris, wo er seine Berufung entdeckte oder festigte, nach Spanien, Nordafrika, ins zaristische Petrograd und schließlich zurück nach Wien. „In Berlin hatte er die wahre Berufung des österreichischen Barock.“ Dann aber zerfließt sein Selbstbildnis, mit Wien (1892), Salzburg (1912) und schließlich München (1912).

Merkwürdigerweise zeichnet Gertrud Fussenegger fünfzig Jahre später auch nur die ersten dreißig Jahre ihres Lebens zwischen Böhmen und Tirol, Italien und München (aber nicht mehr ihr Leben und Arbeiten in Oberösterreich). In ihrem „Lebensbericht“ „Ein Spiegelbild mit Feuersäule“ (Stuttgart 1979, 440 Seiten) schildert sie kritisch und selbstkritisch ihr Leben, nachdem sie – wie ja fast alle anderen Autoren – Teilbereiche ihres Lebens in anderen Romanen hatte einfließen lassen. Aber das Leben der bedeutenden Dichterin Fussenegger ist nicht nur mit den verschiedensten Orten und Landschaften verbunden; sie konnte auch ihrer Zeit nicht entkommen. Die „Feuersäule“, ein brennendes Munitionsdepot und ein prägendes Bild ihrer Kindheit wird auch in den folgenden Jahren nicht verschwinden und Katastrophen, mehrere Revolutionen und ein weiterer Weltkrieg, dazu eine Tyrannei sind treue Begleiter in diesem ersten Drittel ihres Lebens.

Der klare und unbestechliche Beobachter Alfred Kubin (1877–1959), den wir aus einer unübersehbaren Zahl von Graphiken kennen, bewährte sich auch als Erzähler, vor allem als Chronist seines zumindest zu Beginn seiner künstlerischen Laufbahn nicht leichten Lebens. Zahlreiche seiner Beiträge zum Leben und zum Lebenswerk sind zusammengefaßt in „Aus meiner Werkstatt“ (München 1976, 216 Seiten) und „Aus meinem Leben“ (München 1977, 222 Seiten).

War Kubin seinen Weg vom böhmischen Leitmeritz über Salzburg und München nach Zwickledt in Oberösterreich gegangen, wo er den Großteil seines Lebens verbrachte, so ist Fritz Fröhlich (1910), ähnlich wie Bahr, ein echter Linzer. In dem schönen Sammelband „Fritz Fröhlich, Annäherung an das Werk“ (Linz 1985), in dem ihn Wieland Schmied als einen Künstler wertet, der „seinem Wesen nach Miniaturist“ ist, gibt Fröhlich auch eine Selbstbiographie. Er schreibt von den sehr armen Verhältnissen der Kindheit, dem frühen Tod seiner Mutter, immer weniger aber von seinem Vater, der ihm immerhin sein Studium ermöglicht haben dürfte. Vor allem aber schreibt er sehr offen von seiner Kunst, von seinen Selbstzweifeln vor allem nach Ende der nationalsozialistischen Zeit. Seine Fragestellung „wohin?“ dürfte er, abgesperrt von der internationalen Kunstentwicklung jener Jahre, mit vielen Künstlern geteilt haben. Merkwürdigerweise malt dann der „Miniaturist“ Fröhlich das einzige moderne Deckengewölbe in der Stiftskirche von Engelszell. Eine sympathische Selbstdarstellung eines Künstlers, der auch in seinem Alterswerk immer wieder erstaunen läßt.